

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische neueste Nachrichten. 1946-1950 1946

30 (18.5.1946)

ZUM TAG DER MUTTER

Dank und Gelöbniß

Von Walter Schwerdfieger

Muttertag, Ehrung der Mütter, Neigung in Ehrerbietung vor ihnen, Erweisung unserer Liebe ihnen, das ist in der Welt der Mütter, die in ihrer liebenden Sorge und Fürsorge uns aufwachen lassen. Indem wir sie ehren, ehren wir die Mutter, die in der hohen und schmerzreichen Mutter ist, ehren wir uns selbst. In diesem Wort liegt beschlossen, was wir an unserem Müttertag dem Müttertag schenken, das ist ein Gebet, das nicht dem Verstande, das nur dem Herzen zueilt, weil es, ob auch im Irdischen wirkend, im Ursprung im Göttlichen liegt. Denn die Mutter, die langmütig ist und freundlich, die das Kind nicht zurechnet, das alles erträgt, alles glaubt, alles erduldet und alles erhofft, die die Mutter an sich anführt — es ist im Irdischen nur die Mutter.

Und schließlich, dem am Tage der Mutter nicht im tiefsten warm wird im Herzen im Gedanken an seine Mutter, deren zarte Sorge seinen goldenen Morgen bewachte. Die ihn mit Liebe umgab und ihm das Bewußtsein trauten Geborgenseins schenkte, die ihn die Sprache lehrte und tausend unvergessliche Eindrücke in seine Seele senkte. Die Muttersprache wurde seine Sprache und immer so alt er wird, wird in seiner Sprache auch nicht aus Worten, sondern aus tausenderlei lieblichen Unwägbarkeiten bestehende Sprache der Mutter mitschwingen. Kann hörbar aber mitunter in seinen schönsten Augenblicken — in seiner Klarheit, als spräche Mutter zu ihm wie da, als jedes ihrer Worte ihm lebensweisend war. Und eine Schmeichelei wird ihm überkommen, die wie ein Heimweh ist nach einem unvergänglich Schönen.

Heimweh —
Stets geht uns ein Selbstloses nach:
Zwei liebende Augen,
zwei sorgende Hände,
manch Wort voller Güte,
das Mutter uns sprach.

Nichts ist verständlicher und spricht überzeugender für das, als die Schrecknisse der Historie zum Trost, Überwigen des Guten in der Menschheit, in der Poesie und Kunst aller Nationen, in der religiösen Verehrung der Gottesmutter, die als erhabenes Symbol aller Mutterschaft und Mütterlichkeit immer wieder in den größten Schöpfungen der Malerei und Bildhauerei ergreifendsten und bewegendsten Ausdruck gefunden hat, sei es in der schlicht-innigen Darstellung der alten deutschen Meister, sei es in der verkürzten Lieblichkeit Schönheit und Hohen der italienischen Schule, die auch in ihrem äußeren Glanz nie das mütterliche Gemüthsgefühl verlor. Und doch, schon in diesen glücklichen Tagen steht Frau Seite die Traue, verschleierte Frau, neben der sich am Krankenbett des Kindes bangenden Mutter, steht heute drohend denn je neben der Mutter, die nicht, wie in besserer Zeit, dem Kinde im vollen Maße zu geben vermag, was das junge Pflänzchen braucht, soll es kraftvoll anwachsen und alle Stürme bestehen zu können. Und wie immer in harten Zeiten, so spart sich auch heute die Mutter ab, dem Kinde zu geben, das ihr lieber ist als ihr eigenes Ich.

Immer fällt in den Freudenbecher der Mutterliebe der Wermutstropfen der bangen Sorge, des Leid. Oft mag es uns kleine Sorgen dünken, aber doch, das Kind zu schützen. So mag sie oft übertrieben, in ihren Überbetreibungen noch im Tiefsten rührend, weil auch aus der übersteigerten Sorge die unbedingte Hilfe und Opferbereitschaft spricht. Das Leid der Mutter ist das größte Leid, das hinter ihr steht, das tiefste aller. Und die Mutter, die nicht, wie ein Schwermütiger, nach dem Licht der Sonne erblickt. Darum wissen auch wir Männer, ganz zu erfüllen aber vermag es nur die Frau, die selber Mutter ist.

Das aber erleben und erleben wir alle — das unvergänglich Schöne, als Mutter uns sang, uns eigene oder alte schöne Märchen erzählte, mit uns scherzte und spielte, uns in unsern kleinen und später in unsern großen Sorgen und Nöten nie ermüdend half, als sie jung war und unsere beste Kameradin, als sie alt war und uns mit ihrer lieben Greisenhand streichelte wie in fernem Tagen, als die nun veränderte und doch so gleichgebliebene liebe Stimme uns wie damals Worte voller Güte sprach. Sie kannte, sie besser als jeder andere Mensch, so konnte sie uns helfen, wo andere Hilfe versagte. Sie liebte ihr Leben, aber es war ein Leben für uns, ein Leben mit uns, wochten wir auch noch so weit von ihr getrennt sein. Unsere Freude war ihre Freude, unser Leid nicht das ihre. Möchte man uns nicht mehr erkennen, möchte man uns verkennen, nie wurden wir ihr fremd. Wie es das Gedicht von dem heimkehrenden Wanderer erzählt, so war es, Niemand erkannte ihn wieder, nicht der Freund, nicht die Geliebte — aber das Mutterauge hat ihn wieder erkannt. Im Leben der Kinder und manchmal in dem des Tochter, steht sie verklärt das ihre. So sint die Tochter in dem russischen Volklied „Der rote Sarafan“:

„Nah nicht, liebes Mütterlein, am roten Sarafan,
Nulos wird die Arbeit sein, drum streng dich nicht an.“

Doch die Mutter erwidert:
„An dem Sarafan zu nähen,
liebt mich Erinnerung,
Wenn ich dich dirn tanzen seh,
fühl ich mich wieder jung.“

Das tiefste Geheimnis des Mütterlichen ist die Liebe, die bereit ist, immer zu verstehen, immer zu verstehen, die nicht von der Liebe zum Kinde lassen kann, weil in ihr das dem Göttlichen entsprechende, das der Mutter kaum bewußte Wissen ruht, daß die größte Weisheit und die größte Macht die Liebe ist. Denn nur die Liebe ruft Leben hervor. Darum der Vergleich der Mutter mit dem immer wieder Frucht bringenden Erde, darum die Weisheit der Mutter, die dem Überirdischen verbunden und naturhaft zugleich, so verschieden von der des Mannes ist.

Wo der Mann verdammt, da lebt noch die verzehrende Mutterliebe, aus ihrem geheimnisvollen sicheren Wissen heraus, das nur aus Liebe und Verzehrung Erlösung geboren werden kann.

Nicht erschöpfender kann diese verzehrende und nicht ersättigende Mutterliebe geschildert werden, als es in einer tiefen französischen Erzählung geschieht. Ein Mädchen verlor von einem Unglück als Beweis seiner Liebe, er sollte ihr das Herz seiner Mutter bringen. Er erfüllte das fürchterliche Verlangen. Als er mit dem Herzen der Mutter zu seiner Geliebten eilt, stürzt er zu Boden. Und das blutende Herz der Mutter, dessen Liebe nicht aufhört, fragt ihn: „Du dir auch nicht weh tun, mein lieber Junge?“

Das spricht die Tragik und die Größe der Mutterliebe aus.

Wo wahre Kultur herrscht, spiegelt sie sich wider in der Stellung der Mutter in Familie und Staat. Wie hoch diese Stellung war, ist aus der Vergangenheit unserer eigenen Völker und aus der Antike überliefert, wie an Tausenden von Beispielen zu belegen. Die Hochstellung der Mutter spricht sich auch, neben anderen Gründen, in der einstigen Institution des Matriats aus, das Mutterrecht, nach dem die Kinder Namen, Besitz, Vorteile der Stammeszugehörigkeit nur von der mütterlichen Seite erben konnten.

Das juristische Mutterrecht ist geschwunden, sieht man von seinem Nochtexistenz bei Naturvölkern ab, das menschliche Mutterrecht ist lebendig wie einst und hat heute mehr denn je ein Recht darauf, voll zu seinem Rechte zu kommen.

Immer ist Mutterschaft Tragik gewesen in dieser von den Männern geformten Welt, deren Geschichte eine Kette von Kriegen ist, eine unaufhörliche Vernichtung blühender Menschen, die Söhne von Müttern waren, geboren, um zu leben, nicht um der Vernichtung überliefert zu werden. Nie aber war die Tragik der Mütter größer, herzzerreißender als in den 12 Jahren nationalsozialistischer Gewalt und Schreckensherrschaft.

Millionen und aber Millionen von Söhnen, die Mütter in Schmerzen geboren hatten, die einer

Mutter Arm wiegte, die zur Freude ihrer Mütter zu wirkenden Menschen erwachen waren, vernichtete der Moloch Krieg, den ein satanischer Dämon Hitler mit einer Schar gewissenloser Helfer entfesselte, Millionen und aber Millionen blühten ihr Leben ein, deren Frauen Mütter sind. Mütter, die heute nur ein leidenschaftliches Wollen haben: ihre Kinder vor dem Schicksal zu bewahren, dem ihre Väter zum Opfer fielen, Millionen und aber Millionen wurden zu Tode requilit, in der grausamsten Weise vernichtet. Nicht nur Männer, nein — fürchterlich es niederschreiben zu müssen —, auch Frauen, auch unzählige schuldlose Kinder. Unausdenkbar, unvorstellbar das Leid der Mütter

in dieser finsternen Epoche der deutschen Geschichte. Unfaßbar die scheinbare Niedrigkeit eines Systems, das die Kindererzeugung in masse propagierte und prämierte, das ein Mutterkreuz schuf — und gleichzeitig die Mütter kreuzigte, unzählige ihrer Söhne akropullos opferte, Kinder im zartesten Alter in höllischer Grausamkeit vernichtete, das Mütter schändete und ermordete, Gemüths des Gräßlichen, das entsetzliche Wahrheit ist.

Immer ist Mutterschaft Glück und Tragik gewesen, doch nie erlitten die Mütter früherer Generationen eine Tragik gleich der, die erlitten wurde von den Müttern unserer Zeit.

Sechs unendlich lange Jahre hindurch bangten sie — ihre Angst in heldischer Weise (hier ist das Wort am Platze) übergehend — um Gesundheit und Leben ihrer im Felde stehenden Söhne und Männer, der Väter ihrer Kinder. Sechs Jahre hindurch führten sie einen von Tag zu Tag schwereren, von Woche zu Woche härteren werdenden Kampf ums Dasein, schließlich um das nackte Leben. Nicht nur bei uns, auch im Auslande flüchteten sie Nacht für Nacht, durch der Sirene unheilbündenden Ton oft aus angestauten Träumen aufgeschreckt, mit der notwendigsten Habe in den Keller oder entfernten Bunker, die sitzenden, weinenden Kinder auf dem Arm oder an der Hand. Saßen stunden- und nächtelang wehlos dem Todesschrecken preisgegeben, den ein wahnsinniger Narr über sie heraufbeschworen hatte. Gingen übermüdet und erschöpft an ihr Tazewerk, immer die brennende Sorge um die Lieben im Herzen. Durch die deutsche Nacht klang das erschütternde Weinen der Mütter, die man von ihren Kindern gerissen hatte, sie und die Unschuldigen einem schrecklichen Tode überliefernd. Durch die deutsche Nacht drang die Klage der Mütter, die in die Kerker geworfen waren, weil sie ausgesprochen hatten, was in ihrem Herzen schrie. Mütter, die in Sorge um ihre Kinder verfielen und starben. Tönte das Schluchzen der Mütter, deren Söhne und Männer in den Konzentrationslagern und Zuchthäusern litten und starben, die auf dem Schafotode oder am Galgen ihr Leben aushauchten.

Noch immer ist Deutschland und in der Welt das Weinen der Mütter um die Gefallenen, den ermordeten Vätern, Söhnen und Töchtern. Noch immer irren mit weinendem Herzen Mütter durch Deutschland, die ihre Kinder suchen. Nie war die Tragik der Mütter größer als in unserer Zeit.

Wenn nichts anderes, so sollte uns wohl das Weinen der Mütter die hohen Gebote der Menschlichkeit lehren, uns ihre Befolgung zu einem inneren Maß machen, gegen das zu verstößen uns unmöglich ist.

Der Muttertag 1946 muß zu einem Tag unvergesslichen Gelöbnisses werden: nie wieder das Leid der Mütter zuzulassen, das aus einem Kriege erwächst. Das zu verhindern, liegt in unseren Händen. Aber auch — und vielleicht in noch größerem Maße — in denen der Mütter. Die Dezimierung der männlichen Bevölkerung Deutschlands hat der Wahlrechts teilhaftigen Frau eine Macht in die Hand gegeben, die größer als die der Männer ist. Die Frauen, die Mütter und künftigen Mütter, müssen von dieser Macht den vollen Gebrauch machen. Nicht eine von ihnen darf mehr unpolitisch sein, denn das Wahlrecht ist die Waffe der Frau, mit der sie das künftige Aufkommen des Wahnsinns, den man Krieg nennt, verhindern, mit dem sie das Leben ihrer Lieben sichern kann. Wir Männer wahren demokratischen Willens, denen der Krieg das Verabschwendungswürdigste und Verhaßteste von allem ist, geloben am Muttertag feierlich, dieser Macht der Frau zur Verwirklichung des „Nie wieder Krieg!“ jede Förderung, jede nur mögliche Unterstützung, angedeihen zu lassen.

Mit diesem Gelöbniß neigen wir uns ehrfurchtsvoll vor den Frauen und Müttern Deutschlands und der Welt, die namentlich in den 12 Jahren des Nazismus Unausgabar erduldet und erlitten haben. Wir weilen in Liebe und ehrendem Gedanke an die Gräber der toten Mütter, wir denken an den lebenden Müttern durch sorgende Liebe und zarte Rücksichtnahme danken und ihnen die Schwere der Zeit leichter machen. Wir wollen uns mit den lebenden und toten Müttern vereinen in dem Kampf für eine bessere Zukunft, in dem festen Glauben an sie, in der Gewißheit, daß der zurückgeleitete Weg aus Dunkel zum Lichte führt. Im Sinne des Wortes einer Frau:

„Heut aber weiß ich, da ich rückwärts sehe der Zug der Stufen führte mich zur Höhe. Mir will das Herz in erstem Dank sich weiten, und auf der schwarzen Marmorstufen Glanz leucht ich, als Opfer, vor dem Weiteerschreiten, noch einen vollen, roten Rosenkranz.“



HANS THOMA: KINDERREIGEN

DER KRANZ DER MUTTER

Die Kinder schmücken sich mit Kränzen,
sie selber sind der Mutter Kranz;
sie treten an zu Ringeltänzen,
das ist der Mutter Freudentanz.

Sie sieht die jungen Augen glänzen,
das gibt den ihren neuen Glanz.
Wem gute Götter so ergänzen
des Lebens Lust, dem ist sie ganz! (Fr. Rückert)

Ricarda Huch:

Mutter Farfalla erzählt: Aus der Triumphgasse

„Ich erinnere mich, als wäre es gestern gewesen, wie ich einmal in der Abenddämmerung auf dem Heimweg von der Arbeit in den Dom trat; es war März und die Luft war leicht und lau zum erstenmal seit dem Winter, so daß ich unwillkürlich langsam zing; da hörte ich leises Orgelspielen durch das offenstehende Portal und trat ein. Beim Eintreten dachte ich noch: wird mir auch Zeit bleiben, Ricardos Wäsche zu waschen? Ob sie auch trocken wird bis morgen früh? Ob mir eine Nachbarin ein paar glühende Kohlen leihen wird, um Ricardo ein Ei zu kochen? Ob mir auch genug übrig bleibt, um dem Pfandleiher den Zins zu zahlen, wenn ich frische Eier kaufe? Denn in dieser Weise redete und würfle ich auf Zeit und Geld in meinem Kopfe den ganzen Tag und manchmal noch nachts im Schlafe. Als ich nun aber in einer halbdunklen Seitenkapelle vor der großen Madonna unter dem Kranze niederkniet war, stand dies Rad auf einmal still, ohne daß ich bemerkt hatte wie, und es war gerade, als hätte sich in meinem Innern eine Tür aufgetan, die ich sonst immer zugehalten hatte und als drängten sich daraus Menge Gedanken und Bilder und Figuren heraus. Es waren Dinge, die ich gesehen und erlebt hatte, aber vor lauter Eile und Bedrängnis, in der ich immer war, sichtlich ohne es zu wissen. Ich sah mich, wie ich mich jüngstes Kind geboren hatte, halb ohnmächtig aufstehen, um es zu waschen und einzwickeln, wie ich am andern Morgen erschöpft, hungrig und verlassen einen dirken Mehrlrei für mich und die Kinder kochte; wie die Gerichtsdienner kamen und mich pfänden wollten wegen der Schulden, die mein Mann hinterlassen hatte und wie ich mich schämte, weil sie mich auf dem Bett liegend fannten inmitten der größten Unordnung; dann plötzlich wieder, wie ich bei der Gradedella Geld hopen wollte, und sie vor einem Teller zittern dampfender Suppe sitzend fand und unauffällig dachte: wenn sie mir doch nur einen Löffel, einen einzigen Löffel voll anbieten möchte, denn es war mir übel vor Hunger; und wie sie den vollen Teller langsam vor meinen Augen leerdrückte, ohne mich einzuladen. Ricardo sah ich als Kind, wie sein dickes bleiches Gesicht ein wenig rötter wurde vor Freude, wenn ich nach Hause kam, wie er die Aermchen ausstreckte und wenn er sah, daß ich ihm nichts mitgebracht hatte, wie ein paar dicke Tränen in seine Augen kamen und sein kleiner Mund zu zittern anfang, und wie er Jaan vor

lauer Schwäche einschloß, wenn ich ihn an meine Brust legte, in der kein Tröpfchen Milch mehr war. Deutlich hörte ich den zarten, vor Vernügen lallenden Ton, den er ausstieß, wenn ich ihn an die leere Brust legte, und sah den dankbaren Blick, mit dem er zu mir aufsaß. Ich sah mich an einem wunderschönen Park vorbeiziehen, wo eine junge Frau im losen weichen Kleide auf einem sonnigen Grasplatz lag zwischen zwei oder drei kleinen Kindern in gestickten Hemdchen, die jauchsten und herumkugelten.

Und jetzt nachdem das lange vorbei war, kamen mir auf einmal eine Menge Gedanken, die mir damals nicht eingefallen waren. Warum habe ich nie meinen Kindern, so gut und schön sie waren, hübsche neue Kleider anziehen können? Warum habe ich nie einen einzigen Morgen ausschlafen und zwischen ihnen liegen bleiben können: warum

mußte ich Tag für Tag vor Morgenröten grauhaus und konnte nicht dableiben, wenn sie aufwachten und die Arme ausstreckten und weinend riefen: bleib' da! Alle diese Bilder und Gedanken kamen mir größter Schnelligkeit und es wurde mir dabei immer banger zuzumute, als ob eine große Gefahr in der Nähe wäre.

Ich hätte weinen mögen, aber zugleich hatte ich das Gefühl, wenn ich anfangen zu weinen, könnte ich nicht mehr aufhören, bis ich mich totgeweiht hätte, und als müßte ich hinaus ins Freie, als ich draußen an der Turmuhr sah, wie spät es inzwischen geworden war und daß vielleicht die Frau nicht mehr auf dem Platze sein würde, bei der ich die Eier zu kaufen pflegte, und daß ich vor Nacht die Wäsche kaum noch würde waschen können, war alle die Bilder, die mich geängstigt hatten, mit einem Schlage weg, und mir wurde besser.“

Mailed

Von Goethe

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie leuchtet die Flur!

Es dringen Blüten
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch.

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd', o Lust!
O Glück, o Lust!

O Lieb', o Liebe!
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhen!

Mater Dolorosa

„Wo bleibt mein Junge?“
„Wo bleibt mein Mann?“
Ein ewiges Suchen. Ein ewiges Fragen, auf das es keine Antwort zu geben wußten.

„Er war doch erst sieben Jahre, und unser Einziger!“

Tränen rollten über das zerfurchte Gesicht, fielen herab in den Staub der Straße, und vereinte sie mit den millionen und aber millionen Tränen, die die Welt weinete.

Mit einer unsagbar müden Bewegung ihres Armes deutete die alte Frau über die umliegenden Felder.

„Was nützt das alles, wenn er doch nicht mehr wiederkommt!“

Hilflos blickten die beiden Heimkehrer auf die weinende Frau und verfluchten — wie so oft schon — die gewissenlosen Werkzeuge einer grauenvollen Vernichtung.

„An welcher Front lag Ihr Sohn zuletzt?“ fragte der Eine.

„In Dänemark!“ antwortete die Bäuerin.

„Dann kann er aber keinesfalls von dieser Seite ins Dorf kommen, denn hier kommen nur die von der Westfront!“

„Ja? Wirklich?“ Ein leiser Hoffnungssehimmer lag in den Augen der Mutter.

„Ganz sicher wird er eines Tages auch wieder heimkehren, genau wie wir. Nur ein wenig Geduld müssen Sie haben!“

Mit diesen Worten verabschiedeten sich die beiden Soldaten von der Frau und schritten weiter hinein in das Dorf, einem Gasthaus zu. Keines sprach ein Wort. Jeder wußte, wie leer dieses Trost war. Jeder dachte an das Wort: „Geduld!“ Das Wort, das fast sechs lange Jahre in den Herzen der Heimat und der Front schlummern mußte, und nun nach Erfüllung schrie.

Vielleicht kommt er doch wieder zurück!“

Still blickten die Männer nach der alten Frau. — Die Sonnenstrahlen umspielten ihr weißes Haupt und woben gleichsam einen Glorienschein herum.

„Mater dolorosa!“ flüsterte der Eine.

„Mutter, Du schmerzensreiche!“

Maria Ullrich-Rölke

Albert Schweitzer: Aus meiner Kindheit

„Ein halbes Jahr nach meiner Geburt siedelte mein Vater als Pfarrer nach Günzbad im Münsterthal über. Meine Mutter war eine Münsterländerin. Sie war die Tochter des Pfarrers Schilling zu Mühlbach, hinten im Tal.

Als wir nach Günzbad kamen, war ich ein sehr schwächliches Kind. Bei der Einführung meines Vaters ins neue Pfarramt hatte mich meine Mutter, so schön sie es nur konnte, in einem weißen Kleidchen mit farbigem Binden herausgeputzt. Aber keine der zur Feier gekommenen Pfarrerrfrauen der Umgegend wachte ihr ein Kompliment über das magere Kindchen mit dem schalen Gesichtchen zu machen. Alle erzogen sie sich in vorlegenen Redensarten. Da konnte sich meine Mutter — sie hat es mir oft erzählt — nicht mehr beherrschen. Sie schlüpfte mit mir in das Schlafzimmer und weinte heiße Tränen über mir.

In einem Winter nahm mich meine Mutter mit nach Straßburg, einen alten Verwandten zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit wollte sie mir eine Kappe kaufen. In einem schönen Laden probierte man mir etliche auf. Zuletzt einigten sich meine Mutter und die Verkäuferin auf eine schöne

Matrosenmütze, die ich gleich aufbehalten sollte. Aber sie hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Die Mütze war für mich unannehmbar, denn kein Dorfbusse trug eine Matrosenmütze. Also man in mich drang, diese Mütze oder ein anderes von den aufprobieren Dinzern zu nehmen, führte ich mich so auf, daß der ganze Laden zusammenbrach. „Ja, was willst du denn für eine Kappe, du dumme Bub!“ fuhr mich die Verkäuferin an. „Ich will keine von euren neumodischen, ich will eine, wie sie die Dorfkneben tragen.“ Also sandte man ein Ladenfräulein aus, die mir dann aus den Ladenhütern eine braune Kappe brachte, die man über die Ohren herunterklappen konnte. Freudestrahlend setzte ich sie auf, während meine arme Mutter ein paar schöne Bemerkungen und böhsische Blicke für ihren Tölpel einheimste. Ich litt darunter, daß sie sich meinetwegen vor den Stadtleuten schämen mußte. Aber sie schalt mich nicht, als ahnte sie, daß etwas Ernstes dahintersteckte.“

Der Theologe und Arzt A. Schweitzer ist zur Zeit in seinem Spital in Französisch-Kongo und gedenkt demnächst nach Europa zurückzukehren.

Peter Rosegger:

Als ich noch der Waldbauernbub war

„Unser Hof war nicht klein und seine Tiere gut bestellt; aber meine Mutter spielte nicht die vornehmste Rolle, die sie als Hausfrau und als Dienstmagd zuzielte.“

Meine Mutter war gelehrt, sie konnte „Druck-Jessen“; das hatte sie von einem Köhler gelernt. Sie kannte die biblische Geschichte auswendig, und sie wußte eine Unzahl von Sagen, Märchen und Liedern — das hatte sie von ihrer Mutter. Dabei war sie beständig mit Rat und Tat, und sie verlor in keinem Unglück den Kopf und wußte immer das Rechte. — „So hat's meine Mutter gesagt, und das hat's meine Mutter gesagt“, meinte sie selbst als ihre Mutter schon lange im Kirchgarten ruhte. Freilich war zuweilen ein wenig Köhlerglaube dabei, aber in einer Gestalt, daß er nicht schadet, sondern daß er eine milde Poesie verbreitet über das arme Leben in den Waldhäusern.

Die Armen kannten meine Mutter weit und breit; umsonst klopfte keiner an ihrer Tür, hungerte, und er hat's von mir, und er hat's von einem halben Laib, und er hat's von ein Gaffel Mehl, so reichte sie ihm ein Stück Schmalz dazu. Und „segne's Euch Gott!“ sagte sie dazu, — das sagte sie immer.

Wenn ich gut und folgsam war, so wurde ich belohnt, mein Lohn waren Lieder, die sie mir sang, Märchen, die sie mir erzählte, wenn wir zusammen durch den Wald gingen oder sie abends zu meinem Bett saß. Das Beste in mir, das ich habe es von ihr. Sie hatte in sich eine ganze Welt voll Poesie.

Als nach und nach meine Brüder und Schwestern kamen, da hat uns die Mutter alle gleich geliebt, keiner bevorzugt. Als hernach zwei in ihrer Kindheit starben, sah ich die Mutter das erste Mal weinen. Wir andern weinten mit ihr und weinten fort immer, so oft wir die Mutterträne sahen.

Und das war von dieser Zeit an gar oft. Zwei Jahre lag der Vater auf dem Krankenbette, wir hatten Unpflanz an Hof und Feld; Hazel und Viehscheue kam, unsere Kornmühle brannte nieder.

Da weinte die Mutter im Vorhause, daß wir Kinder es nicht hätten sehen sollen. Und sie arbeitete unablässig, sie räumte sich und wurde endlich krank. Die Aerzte der ganzen Gegend wurden herbeigezogen; sie konnten nicht helfen.

Die alte rufschreiende Händlerin — das war dieselbe, welche seit dem frühlichen Hochzeitstages

des Waldhäusers alle Stunden getreulich erzählt, die freudvoll und die leidvoll; welche die erste Stunde wie als vorerst das Knäbeln geboren wurde in der Sonntagsfrühe; welche nun nach vielen Jahren die sechste Stunde zeigte, als der Erlösungsenkel durch die Stube zog und seinen Kuß der Dulderin auf die Stirne drückte — die Hängeuhr rückte ihren Zeiger jetzt zehn zwölf.

Ich ging hinaus, tat in der Laube noch einen Blick auf die unke, und trat dann in die freie, kalte, sternvolle Nacht. Die Mondschleier hinter die Wälder gesunken; ihren letzten Strahl hatte sie noch durch die Türfluge gleiten lassen auf das Bahrtuch. — morzen, wenn sie wieder aufging, war dieses arme Menschenwesen in schon in den dunkeln Erd.

Vorzeit — ja, da ritterten wohl auch die Tropfen nieder, die Tautropfen von den Bäumen, als dich die Mutter zur ersten Kommunion führte. Du hast ein neues Jöpplein an, und auf deinem Hut steckt ein frischer Rosmarin. Ueber dem Brustfleck am Halse schaut das schneeweiße Hemdchen heraus, und die Wangen sind rosenrot vor leuter Waschen. Die Mutter hat ein hellfarbiges Kleid, ein braunes Vorduch und eine schwarze knappliegende Joppe an. Das breite Halstuch ist von roter Seide und leuchtet wie Glut und Flamme. Ein arnweißes Blumensträußchen wächst aus dem hohen, kostbaren Goldhaube, wie ein damals Mode war im ganzen Lande; und an beiden Seiten der Stirne gucken die Locken hervor, schwarz glänzend wie die zwei großen Augensterne und zart und weich wie die Wimpern an den Lidern. Die Wangen sind angezaucht von dem Morzenroten, das Kinn ist weiß und lieblich erobert. Die roten Lippen lächeln ein wenig und grollen dabei, weil du gar so vorwärts hüpfst. Kleiner, über die Steine und Baumwurzeln und dabei die Nägel aus dem Schuhen trittst. — Aber in ihrer blühenden Schöne hat noch kein Kind seine Mutter gesehen; und doch, wie ist es so lustig, Knabe! Da glitzert es im Wald und leuchtet in den grünen Lärchenblumen, und da duftet das Blühen und die Vögel singen auf allen Wipfeln! —

Die Dampfschiffe weckten mich aus meinem Traum; ich fuhr nach Görz. Jetzt lesen sie die Mutter in den Sarz, jetzt himmern sie den Deckel darauf. —

Marianne Weber: Mutter und Sohn

„Das Mutterherz fühlte vor allem dankbar, daß der 20jährige Sohn nun wirklich ihr zugewendet und sich bemüht, ihre innere Welt zu teilen und sie auch in die seinige hineinzuschauen zu lassen.“

„Max hat sich sehr hübsch bei jeder einwöchigen Entwicklung in diesem Jahre. Er ist so viel verständnisvoller und mitteilbarer, auch wohl mit vollem Bewußtsein, daß er mir dadurch eine Freude macht. Er hat seine Kolliektion hatte, haben wir, wenn ich irgend etwas bringen möchte, eine Stunde lang Channing gelesen, zu seiner inneren Entwicklung und Volkserziehung und Selbstbildung, was uns sehr interessiert und entzückt hat, obwohl Max und ich von ganz verschiedenen Standpunkten ausgehen, da ich seine Theorie, daß ein Teil der Menschen wirklich nur zum Arbeiten da sind, für anders und mechanisch für mich ablehne, da sei, nicht teilen kann.“

Nein, dieser Anschauung, aus der die noch unbrochene Beibehaltung einer Kultur spricht, die das Opfer der Massen für ihre Zwecke als selbstverständlich fordert, Einzelsele, zu wichtig, und sie fühlt zu tief und schmerzhaft, daß die „Masse“ aus ringenden, leidenden Einzelnen besteht. Was von je in ihr angelegt war, die Channing'schen Lehren und Ida's Einfluß in jenen Jahren wurde durchbrochen haben. Sie läßt das Großstadtleben zu ihrer Tür klopfen, blickt den Bedrückten ins Antlitz, und was sie sieht, brennt ihr ins Gewissen: „Es liegt mir oft das viele Elend, was ungeteilt und ungeteilt nun existiert, so schwer auf dem Herzen, und die Hilflosigkeit, mit welcher man ihm entgegen tritt, daß mir jeder Genuß, jeder Besitz wie ein Stein in den Weg kommt.“

W. E. Channing amerikanischer Geistlicher und Schriftsteller 1798-1882, dessen Lehren, dann Theologie seit 1803 Prediger in Boston, bekämpfte energisch alle sozialen und religiösen Mißstände seines Vaterlandes, namentlich der Sklaverei.

Was kein Mensch sagen kann, das erlebte Vater und Mutter im Kinde. Von da ab verliert sich in eine heimliche Weisheit immer mehr, und je älter wir werden, umso staunender werden wir inne, daß wir Zeugen eines Geheimnisses werden, das sich allen Erklärungen zu entziehen, aber dem einfachsten Mensch bald mehr, bald weniger zu offenbaren weiß, je nach dem Maß von Offenheit, das er ihm entgegenbringt, nicht aber nach dem Maße seiner Geisteskraft. (Lhoky)

Adelheid Mommsen: Th. Mommsens Frau

„Ich habe meine Mutter sehr lieb gehabt, sehr verehrt, und doch will ich mir heute scheinen, als hätte ich ihre ganze Größe erst lange nach ihrem Tode begriffen.“

Wir besaßen den Briefwechsel unserer Eltern, von den in Eisenach und Zürich, in Brautleute bis zu dem letzten Aufenthalt des Vaters in Paris im Jahre 1901. Da sieht man nicht nur die Arbeiten, die unablässigen körperlichen wie geistigen Leistungen des Vaters, sondern tut auch einen tiefen Blick in den Reichtum dieses Frauenlebens. Im Alter von einundzwanzig Jahren gibt sie dem im fünfzehnten Jahre älteren Mann ihr Jawort und wird von dem Augenblick an seinen Bann gezogen. Aus dem wohlhabenden Haus des Leipziger Verlagsbuchhändlers kommt sie in die recht bescheidenen Verhältnisse des Gelehrten, der nach den schweren Jahren 1843 bis 1852 und der Amtsentsetzung in Leipzig sich in Zürich freudig verweilt. Seine Berufung nach Preußen erlaubt ihm aber, das Leben in der Heimat neu zu beginnen. Nach Breslau heiratet die Eltern, um vier Jahre darauf nach Berlin übersiedeln. In diese Zeit fallen die oft Monate währenden Reisen, die der Vater für die Inschriftensammlung zu machen hat. Was er auf diesen Reisen erlebt, Wissenschaftliches und Menschliches, teilt er der Frau mit, die ihm dabei das Haus versorgt und die immer wachsende Kinderzahl hütet. Sechzehn gesunde Kinder hat sie das Leben geschenkt; nur die beiden Jüngsten starben klein, im Alter von dreizehn und drei Monaten. Zu zwei Malen werden sechs Kinder im Abstand von je einem Jahr geboren. Aber die Mutter findet daneben Zeit und Kraft, in Abwesenheit des Vaters den Verkehr mit den Freunden aufrecht zu erhalten, die Riesenpost zu verwalten und die verschiedensten Aufträge zu erledigen. In eine neue Wohnung zu ziehen, — keine leichte Aufgabe für die kinderreiche Familie, — und den Umzug zu bewerkstelligen.

Schlichteste Briefe sind es, die unsere Mutter schreibt; aber wer die Verhältnisse kennt und zu lesen versteht, der legt sie mit dem Gefühl tiefster Ehrfurcht vor dem Lebenswerk dieser bescheidenen Frau an der Hand.“

Je mehr wir unsere Kinder lieben, desto weniger kann uns das genügen, daß sie nur in unsere Fußstapfen treten; sondern die Kinder sollen besser werden als die Eltern waren, und so ein jedes hervorragendes Geschlecht sein erziehendes Übertragen zu seiner Zeit. (Schliermacher)

Meiner Mutter

Immer denk ich an Dich, dich Dein liebes Gesicht vor mir, ob ich noch wache oder schon träume. Tage gehen vorbei; doch sie berühren mich nicht. Du nur kennst meines Wesens innerste Räume. Und ich stell mir ein Zimmer schwebende Blumen wie Du sie liebst. Sie verwelken. Ni wie Du sie siehst.

Kann Deine Liebe auch Unglück und Leid nicht verhehlen, Wärd Du nur bei mir, könnte mir nichts mehr geschehen.

Herz meines Herzens! Gütegüt Du! Deine Nähe mindert des dunklen Geschehens schweres Gewicht. Was mir auch Trübes noch kommt, was auch mich schmerzt, Hoffnung bringt mir und Trost Dein geliebtes Gesicht.

W. Gedicke: Mütter

Übermüdet und erschöpft von der harten Arbeit im Steinbruch, haben wir uns hiegelezt. Je zwei Mann in ein Bett.

So tag für Tag, Schläse, Schimpfworte und Toi stehen hinter uns, die letzten Monate der Menschheit aller Nationen: Junge Studenten aus Frankreich, Soldaten aus Rußland, Zwangsverpflichtete aus Polen, der Tschechien, Freiwirtschaftler aus Spanien, aus allen Ländern Europas.

Viele noch sehr jung. Vor und hinter uns grenzenlose Erlebnisse. Sie martern das Bewußtsein, unseres an dem großen Nöten und dem weiten allen genommen. Es war ein Dahindämmern mit vielen unruhigen Träumen. Jeder hatte seine Gedanken, sein Leid, seine Erinnerungen und, so wenig Hoffnung.

Der junge Pöbel, der mit mir zusammen liegt, ist unruhig und flüstert ab und zu in seiner Sprache. Er stört mich nicht. Da wird plötzlich ein Wort vernommen, es ist durchdringend und ist akquisitorisch. „Matta!“

Nein, nicht laut, aber es war ein Schrei der Sehnsucht.

Klagend und anklagend und es hallte in uns allen wieder: „Mutter! Mama! Matka!“

Vor uns standen unsere Mütter. Wir füllten ihren Herzschlag, haben ihr vertrautes Gesicht. Ein Hauch aus dem letzten Atem, der uns umgibt. Ihre unsichtbaren Hände legen auf uns. Keiner sprach von uns, keiner, aber uns allen wurde gepöbelt: „Mutter! Mama! Matka!“

Wo seid ihr Mütter aber, deren Söhne uns bewachen und quälen? Müßt ihr euch nicht eurer Söhne schämen? Mütter und Mütter! (Schliermacher)

Kundgebung der SPD.

Beschlossen auf dem Parteitag in Hannover am 11. Mai 1946

In der Periode zwischen zwei Weltkriegen haben überall die Kräfte des Hochkapitalismus und der Reaktion versucht, den sozialistischen und demokratischen Kampf zu unterbinden. In Deutschland ist ihnen dies auf Grund der ökonomischen, historischen und geistesgeschichtlichen Bedingungen gelungen.

Mit dem „Dritten Reich“ war durch die Zerschlagung der politischen Kraft der arbeitenden Klasse die demokratische außer Kurs gesetzt und durch das Fehlen demokratischer Willensbildung und Kontrolle die entscheidende Voraussetzung für die europäische Katastrophe geschaffen. Das Versagen des deutschen Bürgertums und jenes Teils der Arbeiterbewegung, der den klassenpolitischen Wert der Demokratie nicht erkannt hatte, bildet den historischen Schuldanteil des deutschen Volkes.

Die historischen Methoden, mit denen das „Dritte Reich“ die Austragung der Klassengegensätze im Innern gewaltsam unterdrückte, förderte es im Gegensatz der Nationen untereinander. Die unvermeidliche Folge der Diktatur war Krieg und damit der totale militärische und politische Zusammenbruch und die Zerstörung der bisherigen Grundlagen des wirtschaftlichen, staatlichen und kulturellen Lebens. Sie sind damit unbrauchbar für den Aufbau eines neuen Deutschland geworden.

Ökonomisch ist die unerborene Konzentrierung der einst kolossalen Produktionskräfte in Lähmung und Auflösung umgeschlagen. Zustände sind heraufgezogen, unter denen keine Klasse, kein Volk und keine Wirtschaftsform existieren können.

Das deutsche Volk ist in der Welt isoliert und hat die Folgen des nationalsozialistischen Eroberungskrieges und der im Krieg an den unterdrückten Völkern verübten Verbrechen zu tragen. Demgegenüber steht die sozialdemokratische Partei ihre Aufgabe darin, die sozialdemokratischen Kräfte Deutschlands im Zeichen des Sozialismus zu sammeln. Nicht nur die politischen Machtverhältnisse, sondern auch ihre ökonomischen Grundlagen müssen geändert werden. Nur eine völlige Umgestaltung gibt dem deutschen Volk die wirtschaftlichen und sozialen Lebensbedingungen und sichert die Freiheit und den Frieden.

Das deutsche Volk ist nicht mehr in der Lage, eine privatkapitalistische Profitwirtschaft zu tragen und Ausbeutungsgewinne, Kapitaldividenden und Grundrenten zu zahlen. Die jetzt noch herrschenden Eigentumsverhältnisse entsprechen nicht mehr den sonstigen gesellschaftlichen Zuständen und Bedürfnissen. Sie sind zu dem schwersten Hemmnis der Erholung und des Fortschritts geworden.

Der vorhandene private Großbesitz an Produktionsmitteln und das mögliche Sozialprodukt der deutschen Volkswirtschaft müssen den Bedürfnissen aller zugänglich gemacht werden. Der heutige Zustand, bei dem die Mehrheit alles verloren hat, eine Minderheit aber reicher geworden ist, muß durch eine gerechte Gesellschaftsordnung überwunden werden.

Die Sozialdemokratie erstrebt eine sozialistische Wirtschaft durch planmäßige Lenkung und gemeinwirtschaftliche Gestaltung, Entscheidend für Umfang, Richtung und Verteilung der Produktion ist nur das Interesse der Allgemeinheit, nicht die Vermehrung der Produktionsmittel und Verbrauchsgüter ist die Voraussetzung für die lebensnotwendige Eingliederung Deutschlands in die internationale Wirtschaftsbeziehung.

Die Vergesellschaftung der Produktionsmittel erfolgt auf verschiedene Weise und in verschiedenen Formen. Es gibt für den Sozialismus keine Einheitsform und keine Unfreiheit, keinen kommandierenden Kasernensozialismus, keine Unfreiheit. Es gibt keine sozialistische Gesellschaft ohne die mannigfaltigsten Betriebsarten und Formen der Produktion. Der Sozialismus will sozialistische Selbstverwaltung wie möglich, unter stärkerer Beteiligung der Arbeiter und Verbraucher.

II. Die Sozialisierung hat zu beginnen bei den Bodenschätzen und den Grundstoffindustrien. Alle Betriebe des Bergbaus, der Eisen- und Stahlerzeugung und -bearbeitung bis zum Hauwerk, die größte Teil der chemischen Industrie und die synthetische Industrie, die Großbetriebe überhaupt, jede Form der Versorgungswirtschaft und alle Teile der verarbeitenden Industrie, die zur Grobunternehmung drängen, sind in das Eigentum der Allgemeinheit zu überführen.

Die Förderung des Genossenschaftsgedankens, die Lösung betrieblicher Gemeinschaftsaufgaben in Handwerk, Handel und Landwirtschaft, stärkere Unterstützung der Verbraucher-genossenschaften sind nötig.

Der gesamte Verkehr, die neu zu gestaltende Geld- und Kreditversorgung und das Versicherungswesen sind Gegenstand sozialistischer Pläne.

Eine grundlegende Agrar- und Bodenreform ist unter Entzerrung der Großgrundbesitzer sofort einzuleiten. Die Neubereitigung des Großgrundbesitzes, seine Bewirtschaftung in bäuerlicher, gärtnerischer und siedlerischer Einzelbesitz oder teilweise in genossenschaftlicher bäuerlicher Gemeinschaft ohne eine die Wirtschaftlichkeit gefährdende Zerstückelung sind notwendig. Das ist die Voraussetzung der sozialen Gerechtigkeit auf dem Lande, der endgültigen Unterbrechung von mehr Menschen, einer ersten Lösung der Pflanzungsfrage, der Förderung der Erzeugung und der Verbräuterung der Ernährungsgüter des deutschen Volkes.

Der Kleinst- und Mittelbetrieb in Landwirtschaft, Handwerk, Gewerbe und Handel hat in der von der Sozialdemokratie angestrebten Wirtschaftsordnung wichtige Aufgaben zu erfüllen und soll sich innerhalb dieser Grenzen entfalten.

Das allgemeine Schulwesen ist öffentlich. Die Schulen sollen die Jugend frei von totalitären und intoleranten

Stimme der Parteien

Die Christlich-DEMOK. Union zur Stadtratswahl

Wenn wir Wege Umschau und Ausschau halten in der gegenwärtigen Zeit, so bleiben die Blicke immer an dem großen Nöten und dem weiten Trümmerfeld haften, das uns der Nazismus als furchtbares Erbe hinterlassen hat. Dem tiefer denker Beobachter, dessen Blicke nicht bei den äußerlich Sichtbaren hängen bleiben, tut sich jedoch dahinter ein noch viel größerer Elend auf, das große geistige Trümmerfeld auf allen Gebieten unseres Lebens, das uns erst so richtig den totalen Zusammenbruch unseres Volkes als politischer, wirtschaftlicher und weltanschaulicher Ebene vor Augen führt und bestätigt.

Von dieser Erkenntnis unserer wirklichen Situation, dürfte es nur ein kleiner Schritt sein zu der notwendigen Einsicht, daß der innere geistige und weltanschauliche Wiederaufbau unseres Volkes nicht nur Hand in Hand gehen muß mit dem organisatorischen und wirtschaftlichen Aufbau, sondern daß gerade der erstere den letzteren allein zu befruchten, zu festigen und voranzutreiben vermag. Unser Volk aus dem großen seelischen Zusammenbruch herauszuführen, dessen Merkmale vor allem hoffnungslose Unsicherheit und Gleichgültigkeit oder von ehmaligen, aber noch in seinen Illusionen verhafteten Nazismus genährte unreflexive Instinkte sind, ist die Aufgabe der Christlich-DEMOK. Union und der Regierungen, sondern auch die Aufgabe eines jeden einzelnen, der hierin seine Verantwortung erkannt hat. Wir dürfen hierbei wohl mit Recht die Überzeugung ausdrücken, daß wenn dieses schwierige Auf unserer Probleme überhaupt noch erfolgreich gelöst werden kann, nur ein einziger Weg aus dem Chaos der geistigen Verwirrung herausführt: der Weg zum Christentum, dessen Grundgedanken sich in der Verwirklichung der christlichen Ethik und durch und durch in die Welt der Verrät an Gott, ein Verrat am Glück, an Leben und an der Würde des eigenen wie auch der anderen Völker, ja jedes einzelnen Menschen ist. Nur aus den reichen Schätzen des christlichen Glaubens, das versöhnend Völker und Nationen verbindet, in die Freiheit und Gleichheit und in die christliche Brüderlichkeit alle Menschen vor den einen Schöpfer und höchsten Gesetzgeber stellt, können wir die Kraft und die Weisheit gewinnen, alle Not gemeinsam zu tragen und damit zu lindern, die Leidbegabten aufzurichten und allen wieder Hoffnung und Antrieb verleihen, sich auf ihr Menschentum und dessen Würde zu verpflichten und sich positiv behandelnd, seine Religion nicht als seine Privatsache aufzufassen, sondern miteinander und höchsten Grades, gerade Bahnen zu lenken und die Trümmer der Entartung und Verwesung von den verschütteten Seelen in teilnehmender Aufklärungs- und Erziehungsarbeit wegzuräumen, damit aus den Schlunden der Verwirrung wieder wirklich lebendige positive Menschen und brauchbare Mitarbeiter an der Zukunft unseres Volkes hervorgehen.

Daß wir in der Welt wieder zu Ehre und Ansehen gelangen, hängt ebenfalls in erster Linie davon ab, ob es uns gelingen wird, diese innere geistige Krise zu überwinden und die negative Gedankenwelt unseres Volkes, in der allein die Ursache der Verfindung mit der übrigen Welt und des Zusammenbruchs in diesem furchtbaren Ausmaß zu suchen ist, durch positiv behandelndes christliches Gedankengut zu ersetzen. Die rein materialistische Verstandesakrobatik seelenloser Vernunfttheoretiker gab dem Volke immer nur Steine, wohl unter den verschiedenen Farben und Rezepten und immer mit wissenschaftlichen Garantien behängt, während seine Seele doch nach Bräutlichkeit, von diesen Parolen wollen wir endlich abrücken, denn mit Steinen wird sie geradezu übersättigt und können sie doch nicht verdauen. An der letzten Verdauungsstörung sind wir fast erstickt und gestorben. Das ist uns eine eindeutige Warnung diese Belastungsprobe des geistigen Maßens unseres Volkes nicht zu wiederholen, sondern ihm an Stelle eines alles materialistischen, kalten Eisens oder „Entpöppelns, Lieber gut bekömmliche, individuelle, kräftige Kost zu geben.“

Dann wird wieder Vertrauen, Hilfsbereitschaft und tiefes menschliches Versehen unter uns gedeihen. Aus dieser Haltung heraus können wir dann auch von unten her alle sozialen Fragen und Probleme friedlich und dauerhaft lösen und werden auch wieder über den Horizont unserer eigenen Grenzen hinauswachsen und die Achtung und das Vertrauen der anderen Völker des abendländlichen Kulturkreises wiedergewinnen. Wer auf Vertrauen des anderen die Verantwortung unserem Volke wie Europa und seiner Kultur gegenüber erkennt, der wird sich stets mit seiner ganzen Person für Christentum, soziale Gerechtigkeit und Demokratie einsetzen und somit am ersehnten Völkerfrieden mitarbeiten. Erich Wurster.

Der Vorstand der SPD

Die Wahlen zum Parteivorstand ergaben folgendes Resultat: Es wurden 245 Stimmen abgegeben (238 Delegierte waren festzustellen worden). Es erhielten Stimmen: Dr. Kurt Schumacher 244, gewählt als Vorsitzender der SPD; Fritz Heine 224, Herbert Kriedemann 202, Alfred N. 228 und Erich Ollenhauer 230 — diese vier gewählt als besolde Mitglieder des Vorstandes.

Dem Vorstand gehören ferner an und erhielten an Stimmen: Victor Agartz, Minden, 242; Valentin Baur, Augsburg, 172; Anna Beier, Frankfurt, 161; Franz Böger, Neustadt-Pfalz, 189; Willo Eichler, Düsseldorf, 192; Andreas Gayk, Kiel, 186; Ernst Gnoß, Grimme, Hannover, 193; Emil Groß, Bielefeld, 163; Fritz Helmstädter, Stuttgart, 203; Fritz Henßler, Dortmund, 212; Wilhelm Kaisen, Bremen, 181; Wilhelm Knothe, Frankfurt, 191; Julius Losmann, Nürnberg, 197; Walter Menzel, Münster, 194; Ludwig Metzger, Darmstadt, 183; Ernst Nöbling, Hannover, 203; Elisabeth Selbert, Kassel, 170; Hermann Veit, Karlsruhe, 151.

Es lazen insgesamt 361 Wahlvorschläge vor, von denen die genannten 25 vom Parteitag akzeptiert wurden.

Internationaler Sozialistenkongreß ohne Deutschland

London, 17. Mai. (DANA) Am 17. Mai wurde in Clacton in England ein internationaler Sozialistenkongreß eröffnet, der sich zum Ziel gesetzt hat, eine Wiederholung des Kampfes zwischen den beiden Lagern der Arbeiterklasse, Sozialisten und Kommunisten, zu verhindern.

Der Kongreß beabsichtigt nicht die Schaffung einer neuen sozialistischen Internationalen, sondern lediglich die Herstellung einer Verbindung zum Austausch von Informationen zwischen den sozialistischen Parteien der verschiedenen Länder.

Die deutschen Sozialisten wurden mit der Begründung nicht eingeladen, daß der Abstand von dem „Experiment des Nationalsozialismus“ noch nicht groß genug sei.

Karl Böchel

Bad Nauheim, 17. Mai. (DANA). Das ehemalige Mitglied des Vorstandes der SPD, Karl Böchel, ist wie erst jetzt bekannt wird, am 28. Februar im Alter von 62 Jahren in Strömen bei Oslo nach langer Krankheit gestorben. Der Verstorbene war Chefredakteur der Sozialdemokratischen Chemnitzer Volksstimme und von 1920 bis zum Beginn des Naziregimes Mitglied des sächsischen Landtages.

Erörterungen über den Geldwert

Amerikanische Militärregierung veröffentlicht Ergebnisse einer Umfrage

Berlin, 17. Mai. (DANA) Die Deutschen in der amerikanischen Besatzungszone erörterten in steigendem Maße die Möglichkeit einer Inflation, so heißt es in einem von Generalmajor A. McClure, Chef der Nachrichtenkontrollanten der amerikanischen Militärregierung veröffentlichten Bericht, der sich auf eine innerhalb der amerikanischen Besatzungszone schaltende Umfrage stützt.

Die meisten der befragten Personen erkannten die Fähigkeit der Behörden an, die Preise auf niedriger Basis zu halten. Bei weiteren Umfragen hat sich die Anzahl dieser Personen noch gesteigert, da inzwischen die Militärregierung u. die deutsche Aufwärtbewegung der Preise verhindern können. Das Publikum scheint aber weniger Vertrauen in die Aufrechterhaltung der scharfen Behördenkontrolle zu setzen.

Eine gewisse Verwirrung und Ungewißheit, so heißt es weiter, scheint in der öffentlichen Meinung darüber entstanden zu sein, in welcher Weise die amerikanische Militärregierung in Zukunft die Kontrolle über die Wärsung und die Preise ausüben will. Ein Grund dafür mag sein, daß durch die Abschaffung der Zuschüsse an die Bauern die Lebenshaltungskosten leicht steigen sind.

Die Furcht vor einer möglichen Geldabwertung ist ein anderer Faktor, der zu der allgemeinen Ungewißheit über die Preisstabilität beiträgt. Während der Kriegszeit hat ein großer Teil der Bevölkerung beträchtliche Ersparnisse gemacht. Da sie diese Spargelder nicht zu Sachwerten anlegen können, fragen sich diese Leute heute, was ihr Geld künftig wert sein wird. Bei einer Rundfrage Mitte Februar erklärte die Hälfte der befragten Leute, daß sie nicht glauben, die Mark werde in sechs Monaten ebenfalls wert sein wie gegenwärtig. Da diese Frage nicht früher gestellt wurde, ist es unmöglich, zu beurteilen, ob das Vertrauen in die Aufrechterhaltung der Markwährung abzusinken beginnt.

In den ersten Monaten dieses Jahres ist die deutsche Bevölkerung periodisch und in immer größerem Maße durch Gerüchte über die Währungsstabilität und die Möglichkeit einer Inflation unruhig worden. Bei der Befragung erlab sich, daß die Befürchtungen in einzelnen Bevölkerungsguppen größer waren als in anderen. Je besser die Befragte wirtschaftlich gestellt war, desto mehr schien er diesen Befürchtungen zugänglich zu sein. So kam es, daß nach dem Bericht 40 % von Angehörigen der oberen wirtschaftlichen Kreise und nur 29 % der ärmeren Volksschichten das Aufkommen einer Inflation befürchteten.

